

Besorgte Eltern, nachdenkliche Kinder

Australien hat Social Media für Teenager verboten. Es ist der weltweit erste Versuch dieser Art. Was hat sich verändert?



ANDREAS BABST (TEXT), MATTHEW ABBOTT (BILDER), SYDNEY UND NARRANDERA

Die Wellen branden, bevor sie auf den Sand gleiten, vor die Füße der Muskelmänner in Speedos. Jemand fischt. Oben an der Uferstrasse spiegeln die Glasfronten der Strandhäuser den Pazifik. Shay Deguara reiht kleine Surfbretter in den Sand. Später werden die Nachbarskinder auf ihnen ins Meer paddeln, die Nippers, so nennen die Australier die Kleinsten, die surfen lernen.

Der Vorabend ist salzig und braungebrannt, und es ist schwer, sich einen australischeren vorzustellen. Shay Deguara, 50, arbeitet eigentlich bei einer Gewerkschaft, aber er ist auch Freiwilliger im Surfklub hier am Tamarama Beach, nur ein paar Kurven entfernt von Sydneys berühmtem Bondi Beach. Vielleicht, sagt Shay, kämen die Jungen jetzt wieder mehr an den Strand.

Seit dem 10. Dezember 2025 gilt in Australien ein Verbot für Social Media für alle unter 16 Jahren – vorher hatten einige Plattformen eine Alterslimite für Kinder unter 13. Das Verbot sorgte für viel globale Aufmerksamkeit, der australische Premierminister referierte an der Uno in New York darüber. Spanien, Frankreich, Grossbritannien und weitere Länder überlegen sich ein ähnliches Verbot oder haben schon eines beschlossen.

Shays Tochter Emily, 13, zieht sich ein Oberteil in leuchtendem Orange über. Sie ist während der Surfstunde Rettungsschwimmerin. Bevor die Stunde beginnt, wollen sie aber über das Verbot sprechen, das sie beide beschäftigt.

Shay: Du kannst deine Kinder nicht ständig überwachen, insbesondere Teenager. Mit dem Verbot können wir jetzt sicher sein, dass sie zum Beispiel ihre Hausaufgaben machen. **Emily:** Es gibt ihnen mehr Macht. Sie denken, sie können uns besser kontrollieren.

Weiterhin auf den Apps

Emily sagt, das Verbot funktioniere nicht. In den Tagen, bevor es in Kraft trat, besprach sie sich mit ihren Freunden: «Wir wussten, wir würden einen Weg darum herum finden.» Gebüsst werden die Teenager für Übertretungen nicht. Offiziell blockierten Anbieter in Australien nach dem Verbot über 4,7 Millionen Profile. Aber Emily ist weiterhin auf

Hier bekommen Sie Hilfe

Wenn Sie selbst Suizid-Gedanken haben oder jemanden kennen, der Unterstützung benötigt, können Sie die Berater der Dargebotenen Hand rund um die Uhr vertraulich unter der Nummer 143 erreichen.



Shay Deguara erklärt an Sydneys Tamarama Beach, wo die gefährlichen Strömungen sind – links neben ihm seine Tochter Emily.

allen Apps, unter anderem Tiktok, Snapchat und Instagram. Es sei ganz einfach. Manchmal musste sie nur eine Warnung wegklicken. Oder sie machte einen neuen Account mit falscher Altersangabe. Einige Anbieter verifizieren neue Accounts mit einem Selfie, künstliche Intelligenz soll bestimmen, ob jemand schon über 16 Jahre alt ist. Aber diese schätzt Teenager immer wieder zu alt ein.

Emily: Das Verbot sollte auch für Eltern gelten. Ich meine, es nur für Kinder unter 16 Jahren einzuführen ... Dabei sind es die Eltern, die die Kinder beeinflussen. Kinder wären nicht auf Social Media, wenn die Eltern nicht ständig drauf wären. **Shay:** Was, wenn die Eltern es für die Arbeit brauchen? **Emily:** Eltern brauchen Social Media nicht für die Arbeit. **Shay:** Ich brauche es für die Arbeit. **Emily:** Nein, du brauchst es nicht. Du hast eine Telefonnummer, und Menschen können dir dort Nachrichten schicken.

Shay hat drei Töchter, Emily ist die mittlere. Die älteste nervt sich, wenn ihr Vater sie im Auto anspricht, sie ist lieber am Smartphone. Die jüngste ist 6 Jahre alt, sie weiss schon, dass sie die Handys ihrer Eltern entsperren kann, wenn sie ihnen das Gerät vors Gesicht hält. Shay hofft, mit dem Verbot bekämen sie alle etwas Familienzeit zurück.

Aber es ist nicht nur die ständige Ablenkung seiner Kinder, die Shay Sorgen macht. Sondern auch, was sie auf Social Media sehen. Im Dezember erschossen zwei islamistische Attentäter am Bondi Beach fünfzehn Menschen. Shay lebt mit seiner Familie nicht weit entfernt. Kurz nach dem Attentat zirkulierten Videos von der Tat online. Er nahm sich einen Tag frei, er wollte verhindern, dass seine Kinder an den Handys hängen. Stattdessen schaute er mit ihnen daheim Disney-Filme.

Shay: Wir wollten sicher sein, dass ihr euch das nicht anschaut. Ich bin ein Erwachsener, ich kann kontrollieren, was ich schaue und mache. **Emily:** Ich kann auch kontrollieren, was ich schaue! Ich habe mir keines dieser Videos angesehen. Wenn sie aufpoppten, habe ich einfach «dislike» gedrückt. Ich sehe mehr Gewalt, wenn du am Abend die Nachrichten schaust, als auf meinem Handy.

Es ist nicht so, dass Emily gänzlich gegen das Verbot wäre, eher stört sie die Scheinheiligkeit des Ganzen. Wenn sie nach der Schule ins Sporttraining fährt, schreibt sie im Auto auf Snapchat mit ihrer Freundin, die daheim kocht, sie halten sich ständig auf dem Laufenden. Immerwährendes Teilen und Mitteilen ist zur Selbstverständlichkeit geworden. Auch für Shay, eigentlich für uns alle. Ist das denn schlecht? «Die Öffentlichkeit, also vor allem die Eltern und die Politiker, lieben die Idee,



Im Jugendtreff von Narrandera gibt's Pizza. Die Kinder diskutieren über das Social-Media-Verbot.

dass die Regierung handelt», sagt Ian Hickie über das Social-Media-Verbot. Hickie forscht an der Universität Sydney, er hat sein Berufsleben als Psychiater und Professor der psychischen Gesundheit junger Menschen gewidmet. Mit dem Verbot habe die australische Regierung den Eltern eine Ausrede geschenkt: Sie können ihren Kindern jetzt Social Media einfach verbieten, schliesslich will es der Staat so. «Wir fühlen uns grossartig, weil der Premierminister überall eingeladen wird, um darüber zu sprechen. Wir machen offenbar das Richtige, und die anderen kopieren uns.» Aber Hickie sagt auch: «Nach aussen wirkt das Verbot sehr attraktiv. Die wissenschaftliche Basis dafür ist allerdings sehr begrenzt.»

Social Media kann verbinden

Studien zeigen, dass die Zahl australischer Jugendlicher, die unter Angst oder depressiven Symptomen leiden, in den vergangenen Jahren zugenommen hat. Eine Langzeitstudie von 2025 stellte Symptome bei 74 Prozent der Teilnehmer fest. Ähnliche Studien in anderen westlichen Ländern zeigen dasselbe Phänomen: Um die psychische Gesundheit ihrer Jugendlichen steht es schlecht.

Die Zunahme hat einerseits damit zu tun, dass Jugendliche heute eher über das Thema sprechen. Aber das erklärt den Anstieg nicht allein. Hickie nennt ein komplexes Zusammenspiel aus Faktoren: Der soziale Zusammenhalt in der Gesellschaft lässt nach, Ungleichheit zwischen den Generationen wächst – Jugendliche müssen sich daran gewöhnen, es einmal schlechter zu haben als ihre Eltern. Der Klimawandel scheint unaufhaltbar. Und was tun die Politiker und die Eltern? Sie stürzen sich auf Social Media. «Es ist eine Ad-hoc-Lösung für ein eigentlich komplexes Problem», sagt Hickie.

Und er ist sich nicht sicher, ob das Verbot gar Schaden anrichtet. Die Forschung zeige, dass sich die negativen Effekte von Social Media mit den positiven etwa die Waage hielten. Social Media lenkt ab, und es gibt dort Inhalte, die für Kinder nicht geeignet sind. Aber Social Media kann auch verbinden, besonders Jugendliche, die in der Schule nicht hineinpassen, wegen ihrer Sexualität, ihres Aussehens – sie können im Internet Gemeinschaft finden. «Ich bin gegen das Verbot. Aber ich hoffe, es hat einen positiven Effekt», sagt Hickie. Das Problem sei, man wisse es nicht.

Es gebe andere Mittel, die psychische Gesundheit von Jugendlichen zu verbessern. Man könnte versuchen, Kinder wieder mehr in Vereine zu bringen, in den lokalen Surfklub zum Beispiel. Und man könnte sich fragen, wie gut die fortschreitende Individualisierung der Gesellschaft tut, der Fokus auf den eigenen Erfolg, den Erfolg des eigenen Kindes, das unbedingt einen Vorteil haben soll im Leben mit Sprachkursen und Nachhilfe und dabei vielleicht isoliert wird. Aber das wäre komplizierter.

Social Media existiere nun einmal, sagt Hickie, mit all den Nachteilen und Vorteilen. «Zu denken, man könne das jetzt einfach verbieten – das ist ein ziemlich ungewöhnlicher Zugang zu Technologie und Innovation.»



Jodie Carter daheim in einem Aussenquartier von Sydney. Ihr Sohn Hamish wurde im Internet gemobbt und nahm sich das Leben.



Fotos im Haus der Carters zeigen Hamish und seine Schwestern.

Hinter Jodie Carters Haus wachsen die Eukalyptusbäume. Pool, Gartentor, dann der Eukalyptuswald. Zwischen Gartentor und Wald windet sich ein Pfad. Carter, 53 Jahre alt, spaziert darauf zur Unglücksstelle, es sind nur ein paar Minuten. Zur Geschichte von Australiens Social-Media-Verbot gehören Familien wie die Carters. Sie leben in Sutherland Shire, einem Aussenquartier von Sydney mit gepflegten Gärten vor gepflegten Einfamilienhäusern.

An der Unglücksstelle, ein paar Minuten von Jodie Carters Haus entfernt, stürzte sich 2022 ihr zwölfjähriger Sohn Hamish in den Tod. Er hatte seine Jacke auf einen Stein gelegt, seine Kopfhörer und das Handy dazu, er hatte vor dem Sprung noch eine Videobotschaft aufgenommen. Nicht für seine Familie, sondern für die Jugendlichen, die ihn im Internet mobbten. Er sagte darin, er tue es jetzt, er sei keine Pussy.

«Wir sind hilflos»

«Wir brauchen eine massive Veränderung – es muss einfach eine geben», sagt Carter. Eltern müssten sich einsetzen für das Social-Media-Verbot, einigen sei es egal, weil die Kinder sowieso einen Weg daran vorbei fänden. «Sie denken, dass so etwas ihren Kindern nie passieren könnte. Auch ich dachte, dass so etwas meinem Kind nie passieren könnte, wir sind eine glückliche, normale Familie.» So etwas: dass der Sohn kurz vor Weihnachten in der Nacht aus dem Gartentor läuft und nie mehr zurückkommt.

Rund um das Verbot traten in Australien mehrere Eltern an die Öffentlichkeit, deren Kinder sich das Leben genommen hatten. Auch Carter schrieb einen offenen Brief. Die Eltern befragten das Verbot, weil ihre Kinder schlimme Erfahrungen gemacht hatten im Internet. Von manchen Kindern zirkulierten Nacktbilder, manche wurden gemobbt wie Carters Sohn Hamish.

Hamish sei irrsinnig interessiert gewesen an Geschichten, er habe früh zu lesen begonnen, liebe «Harry Potter» und «Star Wars». Aber in der Schule war es nicht einfach: Die anderen Kinder triezten ihn, um zu sehen, wann er explodiert. Sie hätten vieles versucht, sagt Carter, Lehrergespräche, Schulpsychologen. Genützt hat nichts. Gegen Ende der Primarschule bekam Hamish eines ihrer alten Smartphones, sie hatte damals jedes Jahr ein neues. «Ich dachte, er sollte ein Handy haben wegen der Sicherheit.» Carter liess ihre Kinder nur ungern draussen spielen, sie hatte Angst vor Kindesentführungen, sie hatte das in den Nachrichten gesehen. Also holte sie ihre Kinder von der Schule ab, Hamish und seine zwei grossen Schwestern, und wenn alle daheim waren, schloss sie die Haustüre ab. «So wurden die Bildschirme Teil davon, wie sie spielten und lebten», sagt Carter. «Ich habe heute furchtbare Schuldgefühle.»

Sie verstand erst nach dem Tod ihres Sohnes, was er online tat, nachdem die Polizei sein Handy ausgewertet hatte. Die Konversationen, die er führte. Dass das Mobbing dort weiterging. Er hat online oft über Suizid gesprochen, alle seine

Freunde taten das. «KYS» schrieben sie sich, kurz für «kill yourself», bring dich um. Sie schickten sich Memes, die Selbstmord verherrlichten. «Die waren völlig desensibilisiert», sagt Carter. Einmal kurtierte auf Social Media ein Video davon, wie Hamish in der Schule gehänselt wird.

«Wir sind hilflos», sagt Carter und meint sich und andere Eltern. Gegenüber einer Online-Welt, die sie selbst nicht ganz versteht. Sie habe versucht, Regeln einzuführen, zu kontrollieren, eine Stunde Bildschirmzeit pro Tag und Sperren für explizite Inhalte wie Pornografie. Aber sie arbeitete viel, sie ist Innendekorateurin, manchmal war sie am Abend so müde, dass sie als Erstes ins Bett ging. Und realisierte erst am Morgen, dass Hamish die ganze Nacht wach und am Smartphone gewesen war.

In seinem alten Zimmer hängt das Poster, das er zu Weihnachten bekommen hätte, ein Sujet aus seinem liebsten Playstation-Game. Seit dem Unglück sammelt sie Vogelfedern, sie findet sie an den ungewöhnlichsten Orten, Hamish hinterlasse sie ihr im Alltag. Sie steckt sie in eine Vase auf einer Kommode, darauf stehen zwei Fotos ihres Sohnes. Sie sagt, sie gehe jetzt aufmerksamer durch die Welt, sie sammelt Muscheln, Steine, Tierschädel – was sie findet, wandert in ihr Kuriositätenkabinett. «Irgendetwas Gutes muss ja aus so etwas Furchtbarem kommen.»

Sie hat wieder angefangen zu gärtnern. Sie schreibt Tagebuch, will die Hefte irgendwann veröffentlichen. Sie gibt sich Mühe, die Nachbarn kennenzulernen, früher hatte sie kaum mit ihnen gesprochen. Carter glaubt, Kinder müssten wieder eine echte Kindheit haben, so wie sie selber, als sie aufwuchs: draussen sein, von Bäumen purzeln.

Gespräche um Australiens Social-Media-Verbot drehen sich schnell um viel mehr, um Technologien, die sich so selbstverständlich in unser Leben geschlichen haben, Smartphones und künstliche Intelligenz. Es lässt sich an dem Verbot über Eigenverantwortung diskutieren, über Eltern und Grosseltern, die es besser wissen müssten, aber es vielleicht eben auch nicht besser wissen.

Und darüber, ob sich die Zeit wirklich zurückdrehen lässt, in eine mit weniger Erreichbarkeit. «Ich tue es», sagt Carter, «jeder kann eine bewusste Entscheidung treffen: nicht im Handy zu leben.» Hinter dem Haus, auf dem Weg zur Unglücksstelle, liegt eine Kakadufeder.

Die nächste Generation

Susan Sawyer ist Professorin und Kinderärztin an der Universität Melbourne und dem Murdoch Children's Research Institute, sie leitet dort eine Studie zur Wirkung des Social-Media-Verbots. Sie sagt, man müsse das Verbot auch als etwas spezifisch Australisches sehen: Anders als beispielsweise die USA gewichte Australien öffentliche Gesundheit stärker als individuelle Verantwortung: «Wir waren auch das erste Land der Welt, das eine Gurtpflicht im Auto einführte.»

Sawyer kennt die Abwägungen um das Verbot, die hohen Erwartungen, die noch nicht erwiesene Kausalität zwischen Social Media und der schlechten psychischen Gesundheit von Jugendlichen. Sie sagt, das Verbot habe auch eine Debatte gestartet, wie gross der Einfluss einzelner Tech-Firmen auf das soziale Zusammenleben sein soll, darüber, ob und wie man eine Industrie regulieren soll, die wenig Wille zur Selbstregulation zeigt.

Und sie kennt die Komplikationen mit der Durchsetzung. Sie begleitet 171 Jugendliche für ihre Studie, 60 Prozent seien bei der ersten Befragung gegen das Verbot gewesen, aber immerhin 25 Prozent dafür. Bald wird sie bei ihnen nachfragen, ob das Social-Media-Verbot wirkt. «Ich erwarte nicht, dass sich viel verändert hat.»

Sawyer sagt: «Den grössten Nutzen aus diesem Verbot wird nicht die Generation haben, die bereits Social Media hat, denen etwas weggenommen wird.» Wirklich nützen könnte das Verbot erst Jahre später, bei den Kindern, die erst gerade ins Handy-Alter kommen.

Narrandera ist eine australische Kleinstadt, sechs Autostunden entfernt von Sydney. Eine Fahrt durch entsättigtes Gelb, die Sonne hat das Gras vertrocknet. In Narrandera leben etwas über 4000 Menschen, sie grüssen sich, im Pub, in der Bäckerei, nehmen sich Zeit für einen Schwatz. Sie leben hier, weil es ge-

meinschaftlicher ist als in der Grossstadt, aber auch günstiger. Viele arbeiten auf den umliegenden Landwirtschaftsgütern. Unten am Städtchen hat der Fluss eine Sandbank aufgeschüttet. Der Strand von Narrandera. Kinder springen von Ästen ins Wasser und ins Abendlicht.

Eine Lehrerin in Narrandera erzählt, wie die Konzentration ihrer Schüler in den vergangenen dreissig Jahren abgenommen habe. Und dass viele Eltern hier Mühe hätten, Regeln durchzusetzen. Auch in der Idylle hängen Kinder an den Bildschirmen.

Die Lehrerin sagt, sie hätten in der Schule viel über das Social-Media-Verbot gesprochen. Und sie hat etwas beobachtet: dass einige Kinder anfangen, sich selber zu beschränken.

Hinter der Bibliothek von Narrandera liegt der Jugendtreff. An diesem Nachmittag gibt es Pizza. Kinder hängen auf Sitzsäcken und spielen Brettspiele. Es sind keine Teenager da, eher ihre kleinen Geschwister. Sie setzen sich an den Tisch in der Mitte des Raumes, um über das Social-Media-Verbot zu sprechen. Alle dürften sie nicht in den sozialen Netzwerken sein, alle sind es trotzdem.

Hudson, 11 Jahre alt: Ich habe ein Handy, ich brauche es vor allem zum Gamen.

Beaudene, 9: Ich brauche meines, um Freunde anzurufen, die weit weg leben. **Hudson:** Ich glaube, ich könnte ohne Sitzsäcken und spielen Brettspiele. Es sind keine Teenager da, eher ihre kleinen Geschwister. Sie setzen sich an den Tisch in der Mitte des Raumes, um über das Social-Media-Verbot zu sprechen. Alle dürften sie nicht in den sozialen Netzwerken sein, alle sind es trotzdem.

Beaudene: Doomscrolling. **Hudson:** Du siehst all dieses negative Zeug. Ich glaube, das macht etwas mit deinem Kopf. Ich scrolle und sehe etwas und bin damit einverstanden. Die Leute denken nicht mehr selber. Habt ihr die Memes im September gesehen? Ich meine, Charlie Kirk hat vielleicht Sachen falsch gemacht, aber du musst keine Witze und Memes über seinen Tod machen. **Violet, 10:** Das ist nicht cool. Ich verstehe Memes sowieso nicht, wofür sind die?

Hudson: Es ist Ablenkung. Ich sehe das bei meinen älteren Schwestern. Das verletzt mich irgendwie. Wenn sie am Handy sind, muss ich sie anschreien, damit sie reagieren.

Daheim bei Hudson gibt es keine Regeln zu Smartphone und Social Media. Er sagt, er habe früher ganze Nächte gescrollt, und wenn er doch geschlafen habe, habe er am Morgen zuerst am Handy gescrollt und vergessen zu duschen und sich die Zähne zu putzen. Er ist in der sechsten Klasse. Letztes Jahr hat er gemerkt, dass er schlechter liest als seine Klassenkameraden. Er nahm sich vor, das Handy öfter wegzulegen, der Schuldirektor habe ihm kürzlich gratuliert und gesagt, er habe sich stark verbessert.

Hudson: Ich sehe manchmal beim Einkaufen schon Kleinkinder mit dem iPad. **Beaudene:** Die doomscrollen. **Hudson:** Die schauen die ganze Zeit Youtube. **Violet:** Meine Schwester scrollt schon, sie ist vier.

Manchmal gleitet das Gespräch im Jugendtreff ab, es geht plötzlich darum, dass Handystrahlen die Hände lähmen – jemand hat das im Internet gelesen. Aber man kann als Erwachsener nicht an diesem Tisch sitzen, ohne sich selber zu wundern, ob man ein gutes Vorbild ist.

Vielleicht ist das die eigentliche Wirkung des Social-Media-Verbots in Australien, bei aller Scheinheiligkeit und den Schwierigkeiten bei der Umsetzung. Dass man darüber spricht. Über Social Media, über Smartphones im Alltag. Wie Technologie unser Zusammenleben beeinflusst. Darüber, wie Kinder und Jugendliche aufwachsen sollen. Über die eigene Unvollkommenheit und das eigene Abgelenktsein.

Beaudene: Früher, wenn ich Violet angerufen habe, um mit ihr zu spielen, sagte sie immer, sie sei beschäftigt. Aber ich bin ja nicht dumm. Also habe ich ihre Mutter angerufen, und die sagte, Violet sei am iPad. **Violet:** Das stimmt. Ich war wie Hudson. **Beaudene:** Aber jetzt kommt sie nur nicht raus zum Spielen, wenn sie krank ist oder so.